

Sonntagsblatt des Staats-Anzeiger und Herald.

Grand Island, Neb., Donnerstag, den 6. September 1917

No. 2.

Ein Erlebnis in Chinatown, San Francisco. Von Erich Scheuermann.

Es war zu San Francisco. Gegen Ende des zweiten Kriegsjahres. Der milde Abend hatte mich in die Chinatown, die Chinestadt, gelockt. Ich schlenderte in müßiger Betörung durch die engen Straßen, die von bageren Nalıs, buntgekleideten Frauen, Kindern und feinen Kaufleuten belebt, ein getreulich Abbild des jenen Ostens gaben.

Als ich vor einer Auslage des großen chinesischen Bajars Sing Fat Co. stehen blieb und die dort ausgehäuteten Schätze des Ostens, die kostlichen Edelsteine, das alte Porzellan, die Bronze- und mannigfachen Seidenerezeugnisse bewunderte, trat ein alter Mann neben mich. Er war klein, so klein, daß, solange ich ihn nicht beachtet hätte, ich einen Knaben neben mir stehen wählte. Erst als ich mich wandte, um an das nächste Schaufenster zu treten, sah ich in zwei blaue Augen, die mir aus einem verweirten Gesicht entgegenleuchteten. Diese Augen standen zu dem Mangelgeicht in jedem Widerspruch, daß es ausah, als blide ein Kind durch eine Altmännermaske. Im gleichen Augenblick hob sich eine tiefe, schmale Hand, schob den schwarzen Leberrock, der seinem Besitzer fast bis auf die Zehen hing,achte zur Seite, so daß ein Messinggeschloß auf der eingedrückt Brust sichtbar wurde, und ich hörte mich in klarstem Deutsch angesprochen:

„Soll ich Sie führen, mein Herr? Ich habe Vorgesetzter von Board of Police Commissioners.“

Die Kinderhände hatten schon wieder tief in den großen Seitentaschen, aber der kleine Knopf sah noch, gleichwie bei einem kranken Wögelchen, leicht gedreht, tragend zu mir auf.

Ich blidte zu dem Alten hinab und sagte: „Guter Mann, ich bin bekannt hier; ich kenne den Tempel, die Telephon-Gehänge, das Theater; ja ich habe sogar den berühmten Musiker Professor Mon Yuen spielen hören. Es wird kaum noch eine Neugierde für mich geben.“

Er hörte mich ruhig an und sagte dann bestimmt: „Doch, mein Herr! Ich kann Ihnen vielleicht etwas zeigen, das Sie noch nicht kennen. Oder haben Sie schon die schöne Tochter des Fiang Chin Lun das Lied der weißen Blüte hören?“

Das hatte ich allerdings nicht. Er habe das Recht, für seine Führung einen halben Dollar zu verlangen; doch ich brauche diese Summe nur zu zahlen, wenn ich befriedigt sei. Der zweergelbte Alte interessierte mich mehr, als die Tochter des Fiang Chin Lun, und so willigte ich ein.

Er knöpfte seinen Leberrock zu und ging nun neben mir her, bescheiden zur Seite tretend und in der Straßentrippe haltend, wenn ich vor einer Auslage stehen blieb oder dem lebensschäftlichen Spiel der Nalıs in einer verträumten Pflanzhöhle zusah.

Er hatte mich auf gut Deutsch im Klange der Niederdeutsch, angedeutet; nun fragte ich ihn im Englischen, woher er gewußt habe, daß ich ein Deutscher sei.

„Wenn man vierzig Jahre das gleiche Handwerk treibt, weiß man das und weiß jeden in der Sprache an, die ihm eigen ist.“

Als er gleich darauf von einem Fremden nach einer Gasse befragt wurde, konnte ich mich überzeugen, daß er ebenso gut Englisch wie Deutsch sprach.

Wir traten in den Lichtschein einer Laterne, und ich sah mit meinem wunderlichen Gefährten nun auch von der Seite an. Sein Gesicht hatte, bereit gefehen, etwas Vogelartiges. Als ob es auf etwas emporstehen wolle. Eine tiefe Furche zog von den Winkeln der Nasenflügel bis tief unter das kleine, unraffierte Kinn, daß dieses sich wie ein kleiner, rauher Zgel vorhob.

Wir bogten bald in eine überleuchtete Gasse ein, umgebenen mehreren, stolpern über einen Abfallhaufen und stiegen vier Steinabstufen in einen Keller hinab. Eine naltale, üble Luft schlug mir entgegen, und ich atmete den süßriechenden Qualm einer kleinen, pyramidenartigen Räucherkerze, die seitlich in einer Fensternische brannte. Der Alte schritt voraus, führte mich einen engen Ausgang entlang, an mehreren Türen, hinter denen Stimmengewirr tönte, vorüber, in einen kalten, engen Raum am Ende des selben.

Ich mußte auf einem abgelesenen Plüschstuhl Platz nehmen. Vor mir war eine kleine Tribüne aus Kistenbrettern errichtet. Dahinter, an der

gelüchten Wand, hing ein riesenhafte, verblähter Holzschnitt: der Fuji-Yama, sich in einem miltigen Gewässer spiegelnd.

Der Alte wollte die Künstlerin im Augenblick rufen. Er verschwand. Ich hörte, wie man ihn lebhaft begrüßte. Gleich darauf lehrte er mit der Gefächten zurück. Sie hatte mit dem Alten die gleiche Größe. Ich vertraulich am Arme haltend, hüpfte sie neben ihm her zu mir herein.

Fiang Chin Luns Tochter war ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren. Sie war bunt und flitterhaft gekleidet, und man merkte, daß sie zu einer Schauffellung vorbereitet war.

Ein modischer Spitzenüberwurf bedeckte ihren verblähten Kimono, unter dem hellblaue Atlashosen und zwei schmalrote Pantöffelchen heraussahen. An ihrem Handgelenk kitzelten drei silberne Armeisen. Ihr Gesicht war bleich, fellerfarben, wie eine Blume, die keine Sonne bekommt, und schien noch farblos durch einen verdrehten Strauß künstlicher Rosen, der ihr über dem rechten Ohre hing, und durch die rufbarbenen Haare, die straff das breitbändige Gesicht umrahmten.

Ohne mich auch nur mit einem Blick zu beachten, betrat sie das Podium, lehnte sich mit der Schulter gegen die Wand und kreuzte die Beine, hob ihre strenggefügten, springenden Augen zur Decke, schloß einige Male vernehmbar und begann dann zu singen. Ihre Stimme klang anfangs grell und schrill, und ich vermerkte eher einen Song der scharfen Schwerte als das Lied der weichen Blüte zu hören. Aber plötzlich verschleierten sich ihre Augen und zugleich auch ihre Stimme. Als habe sie die Gegenwart verlassen und sei in eine weite Traumwelt gelangt.

Ein Gesicht ihrer Heimat, die sie erst kürzlich verlassen hatte, schien vor ihr aufzusteigen, vielleicht sah sie den blühenden Kirschbaum vor der heimatischen Hütte. Ihre Hand lag ausgebreitet auf dem Fuji-Yama, und ich sah, daß sie zitterte. Wenn ich auch kein Wort verstand, so spürte ich doch echtes Empfinden aus ihrem Gesange.

Der Alte nickte zu dem Liede, als fühle er ihr Heimweh nach.

Als sie endete, sah und unvermittelt, sprangen ihre Augen wieder auf; sie hüpfte von den Brettern herab, zog augenblicklich unter ihrem Kimono eine vergriffene Postkarte, ihr Bild, heroor und bot sie mir mit totem Gesicht zu: „Eine Dime, Messing!“ Sie sagte es kalt und geschäftlich, so daß ich, um den Eindruck ihres Gesanges nicht zu verächtlichen, es rasch an mich nahm, bezahlte und ging.

Auf der Straße fragte mich der Alte, ob ich befriedigt sei. Ich sagte: „Ja, das Lied der weißen Blüte ist mir zu Herzen gegangen; ich werde in den nächsten Abenden noch einmal zu Fiang Chin Luns Tochter gehen.“ Er nickte befriedigt.

Der kalte Keller hatte mich frösteln gemacht. Ich bat meinen Begleiter, mich nach der ersten besten Treppe zu bringen. Er führte mich wenige Häuser weiter. An der Türe wollte er umkehren: er müsse seinem Geschäft nachgehen. Ich hielt seine Worte für eine Aufforderung, mit ihm abzurechnen, zog einen Dollar hervor und sagte, er möge mir nun auch noch für den Rest des Abends seine Gesellschaft geben. Er griff nach dem Gelde, wie man eine Fingerringe, und trat mit mir in die Treppe ein.

Als wir an einem der runden Tische Platz genommen hatten, legte er die alte den Dollar vor sich hin, als schäme er sich jetzt seiner Habgier, ließ aber das Papier fortan nicht mehr aus dem Auge.

Drei puppenartige Mädchen in sauberer, schwarzen Kimonos und gelben Beinkleidern, bedienten. Sie schickten und schwägten ununterbrochen. Die Eine kam an unseren Tisch und fragte artig nach meinem Begehren. Ich bestellte und fragte den Alten, was er wünsche.

„Nichts! Garnichts!“

„Auch keine Tasse grünen Tees mit Reisbrot?“

„Nein, auch das nicht!“ Er sei nicht gewohnt, um die Zeit etwas zu essen. Er esse überhaupt nur zwei Mal am Tage; aber dann auf die Minute. In seinem Alter habe man auf sich zu achten.

Das Mädchen brachte mir auf lackiertem Brette einen köstlichen Tee und eine achtteilige Rundschale mit landiertem Ingwer, Copra, Chinanüssen und anderen mir unbekanntem Ledereien. Während ich aß und trank, hatte ich den Alten verschiedentlich angedeutet und befragt, doch ohne mehr als eine kurze Antwort zu bekommen. Erst als das saucere Teehaus sich mehr und mehr füllte,

rings die buntbewamsten Schilzhügel unter Lärm und Geräusch zu schmaufen, mit Holzstäben ihre kleinen Suppenschälchen auszufischen begannen, ward er gesprächiger.

Und plötzlich rückte er mir nahe. Er sah mich durchdringend an und fragte: „Wird Deutschland siegen?“

Es lag tiefe Sorge in seiner Frage, so daß ich unwillkürlich versicherte: „Aber natürlich!“

Er müsse nämlich nochmals hinüber. „Ich muß“, sagte er und trallerte bei diesen Worten seine Fingerg.

„Nach Deutschland?“ fragte ich verwundert.

„Ja, natürlich! Nach Deutschland!“ entgegnete er; als ob das ganz selbstverständlich wäre. Sein Vater sei kurz vor dem Kriege gestorben. 103 Jahre alt. Er habe ihm noch einiges hinterlassen. Aber nicht bezogen; er habe immer schon hinüber wollen. Ob er wohl hinüberdürfte?

„Bei Gott, jetzt doch nicht! Kein Mensch wird so narschig sein!... Ich meine überhaupt!“

Ja, aber natürlich, nach dem Kriege stände doch nichts im Wege. Er nidte nachdenklich. Das sei noch die Frage. „Wenn man jung ist... Sie begreifen! Ich war damals erst vierzehn, als ich von der Heimat abmüßte... mit neunzehn habe ich zurückgemüßt.“

Wie lange er Deutschland nicht gesehen habe.

1853 habe er Hamburg verlassen. „Das ist nun schon lange, lange her. Zu der Zeit gab's noch keine Dampfer. Alles per Segler. Wochen, Monate brauchten wir, bis wir hierherkamen. Und dann blieb ich hängen... keine größere Dummheit konnte ich nicht machen... doch davon ist jetzt nichts mehr zu ändern.“

Er starrte einen Augenblick vor sich nieder, als müsse er sich auf etwas besinnen. Seine Augen tristen unwillig hin und her; als habe er etwas gesagt, das er nicht sagen dürfe, das ein Verat an irgend einem Unantastbaren sei. Als käme plötzlich etwas zu ihm, das er schon lange von sich gewiesen hatte. Ja, wovon sprach er nur? ... Man fragte ihn etwas Fremdes, über das er als über etwas Fremdes Auskunft gab.

Sein Gesicht schien über seinem Verstand noch kleiner zu werden. Doch jowie er seine Augen wieder hoch und auf mich richtete, sah ich, daß sie nach wie vor leuchteten.

„Sind Sie verheiratet?“

„Ich war zweimal verheiratet. Die Erste starb mir im Wochenbett, die Zweite ist nun auch schon zehn Jahre nicht mehr. Sie hatte es hier.“

Er zeigte auf die Stelle des Herzens. „Der Alte berichtete dies alles mir flangloser Stimme. Er sprach von seiner Vergangenheit wie von Dingen, an denen er nie einen Anteil gehabt habe. Unbefragt fuhr er fort zu berichten.

„Meine drei Jungs waren auch verheiratet. Auch sie sind schon lange nicht mehr. Das große Unglück... Sie wissen: das Erdbeben... nahm sie mit. Sie sind alle, alle eienidlich verbrannt. Nicht ein Fehzen war von ihnen übrig. Wenn ich drüben geblieben wäre, hätte ich sie jetzt auch verloren; es waren stramme Jungs.“ So — oder so. Es ist alles gleich.“

Er schien es als ein reiches Geschenk zu betrachten, daß ich ihm teilnehmend zuhörte. Mit einem Male schob er mir meinen Dollarschein wieder zu. „Lassen wir das!“

Ich wehrte. Da blidte er mich so zornig-wah an, daß ich den verdäunerten grünblauen Geldappen wieder zu mir sedete. Ich mochte den Alten doch nicht tranken!

Ob sein Verzug auf adwerse? ... Ich bekam keine Antwort und wiederholte meine Frage.

„Es langt. Freilich, der Krieg macht auch mir Schaden. Keine Fremden. Nur Engländer noch; fast keinen Deutschen. Der Deutsche ist immer gründlicher... er fragt mehr und bezahlt, was man fordert.“

„Nun, der Krieg wird einmal aufhören und alle Verhältnisse wieder in Ordnung bringen“, beschwichtigte ich.

„Dann habe ich hier ausgedient“, sagte der Greis heftig, und eine plötzliche Wackheit schien ihn zu durchzuden. „Hier sterben? Hier?“

Die Follen legten sich breit, wie zwei Schwertklinge quer über das kleine Gesicht. Als habe es sich selbst durchstrichen. Ich wachte nicht, ob er lachte oder ob der Schmerz es verzerrte.

„Wenn ich nicht mehr hinüber kann, mag man mir, wie den Chinesen, von dem Erbgelbe drüben Heimatkerde schicken. Deutsche Erde.

Die soll mir in der Grube dann wenigstens zunächst liegen.“

Warum er nicht hier sterben wolle. Auf seinen Fall wolle er das. Seine Stimme kiffte hochtönig und seine Hände griffen auf die Brust.

Ich sah, daß er ungeduldig an etwas Blantem herumstehete, bis es sich löste. Er warf ein rundes Blechschäl auf den Tisch: „Lesen Sie das!“

Ich las: No. 2 stand darauf und ich las es laut: „Nummer zwei.“

„Ja, Nummer zwei! Aber das ist Betrug! Mein halbes Leben ein glatter Betrug. Oder ist es kein Betrug, wenn man halt Nummer eins Nummer zwei bekommt?“

Allerdings, das war ein schwerer Betrug!

„Zwanzig Jahre laufe ich mit diesem Ding auf der Brust herum und der... der Andere... der trägt die Nummer eins! Und der Andere... das ist ein Betrüger! Ein Schurke! Ich, ja ich allein war der erste, welcher in der Chinatown einen Fremden führte!“

Wie das denn zugegangen sei?

„Ganz einfach. Eines Samstags kam der Kommissär zu mir und sagte: „Von Montag an habt ihr eine Monatsrate von zwei Dollars zu zahlen, dafür bekommt ihr ein Schild, daß jeder Fremde euch erkennen kann.“ — Das war recht und gut und schützte unser Handwerk, das damals blühte, in das so mancher Schurke hineingeführt. Am Sonntag erzählte ich es meinen Kollegen, einem Triffman. Der freute sich auf die Nummer, so sehr er auf die zwei Dollars fluchte. Als ich dann am Montag in aller Frühe zum Board of Police kam, war der Schurke schon dagewesen und hatte sich Nummer eins geben lassen. Er hatte den Kommissär bestochen und mich betrogen.“

Der Alte trommelte wild auf der Tischplatte und seine Kinderaugen bligten gefäßig vor Zorn.

„Dafür will ich mich rächen.“ Sein Stoppeltinn zitterte. „Wenn der Krieg zu Ende ist, dann schmeiße ich ihnen das Schild vor die Füße und gehe nach Deutschland!“

Er schnaufte und zupfte an dem Schild, das wieder an seiner schmalen Brust hing. Er merkte es nicht, wie seine Stimme immer lauter geworden war und sich im Sprechen überwarf.

Das Teehaus hatte sich geleert. Drei der Mädchen in den gelben Hosen umfanden uns und hörten die Zornworte des Alten. Und sie lachten über seine Gesten. Eine zupfte ihn an einer Haarsträhne, die ihm an Naden hing, eine andere stupfte ihm fachte den Hut in die Stirne.

Da sprang der Greis auf: „Fretches Gefindel!“ Er schüttelte sich wie eine nasse Katze, sah mich wieder seitlich von unten an und sagte, jetzt in ruhigster Stimme: „Es ist wohl Zeit, daß wir aufbrechen, Herr.“

Es war nach zwölf Uhr.

Ich bezahlte. Wir gingen. Ueber der Türe hing eine große, warmrote Papierlaterne, darüber stand der Mond und erhellte die Gasse. Als der Greis mit die Hand zum Abschied gab, sah ich, daß seine blauen Augen fucht waren und von roten Rederchen durchsprungen.

Sein Weg ging dem meinen entgegen. Er sah dankbar zu mir auf, lächelte und meinte:

„Also auf Wiedersehen in Deutschland nach dem Kriege!“

Enfant terrible.

Der achtjährige Friedrich ist der Schreden der Familie und hat ihr schon manches Entsetzen bereitet. Jüngst läßt die Mutter bedrängte Damen zu einem Nachmittagskaffee. Sie bädt für diese Veranstaltung Pfannkuchen. Friedrich will jämliches Gebäck für sich mit Beischlag belegen und läßt nur unter dem Vorwande die Schalen unberührt auf der Tafel stehen, daß ihm alle übrigbleibenden Kuchen gehören sollten.

In fiebernder Spannung beobachtet er dann, wie es sich die Damen wohl schmecken lassen. Er atmet erst erleichtert auf, als auch auf das eindringlichste Jureden der Hausfrau niemand mehr zuzulange will. Drei Stück waren doch noch geblieben. Da stellt sich plötzlich verpätet die Frau Pfarrer ein und muß nun selbstverständlich auch bewirkt werden. Sie nimmt den einen, den zweiten der Pfannkuchen, und als sie, dem lebenswürdigen Nütigen der Gastgeberin folgend, nach dem dritten langt, schreit Friedrich aus seiner Ecke auf: „Siehst du, Mutter, jetzt frißt das Luder den letzten auch noch!“

Ueber Stubenmädchen

Von Max Abain.

Gegen alle Stubenmädchen, welchen Alters oder welcher Nationalität sie auch sein mögen, schreiere ich hiermit meinen Junggefellensflug!

Motive:

Stets legen sie die Kopfkissen an das dem Gasbrenner entgegengelegte Ende des Bettes, so daß man, während man vor dem Einschlafen liegt und raucht — wie das eine althergebrachte und sehr geschözte Junggefellensflucht ist — das Buch in ungewohnter Lage emporhalten muß, um das Licht von seinen geblendeten Augen fern zu halten.

Wenn sie am folgenden Morgen finden, daß die Kopfkissen nach dem anderen Ende des Bettes verlegt sind, so nehmen sie diesen Wink nicht mit freundlicher Gejinnung auf, sondern machen, sich in ihrer absoluten Nachvollkommenheit sonnend und ohne Erbarmen mit unserer Hilfslosigkeit, das Bett gerade so, wie es ursprünglich war, und haben im geheimen ihre helle Freude an dem Ärger und der Qual, die ihre Tyrannie uns verursachen wird.

So oft sie bemerken, daß man die Kissen umgelegt hat, machen sie regelmäßig unsere Arbeit zunichte und fordern uns in der Weise heraus, und juchen uns das Leben, das Gott uns geschenkt hat, zu verbittern.

Wenn sie das Licht auf andere Weise nicht in eine unbequeme Stellung bringen können, so verjchieben sie das Bett.

Stellt man seinen Koffer sechs Zoll von der Wand ab, damit, wenn man ihn öffnet, der Deckel sich dagegen lehnen kann, so schieben sie den Koffer regelmäßig wieder zurück. Sie tun es absichtlich.

Will man den Spindnapf an einer bestimmten Stelle haben, wo er einem bequem zur Hand ist, so schieben sie nicht damit einverstanden und entfernen ihn jedesmal wieder.

Zimmer stellen sie unsere anderen Stiefel an unzugängliche Orte. Es macht ihnen eine ganz besondere Freude, dieselben so weit, als es die Wand nur eben erlaubt, unter das Bett zu schieben. Sie tun das, weil uns das nötig, in eine würdevolle Stellung uns herabzulassen, im Finstern mit dem Stiefelnecht dann herumzutappen und ärgerliche Flüche anzuschleihen.

Zimmer stellen sie die Dose mit den Streichhölzern an eine andere Stelle. Täglich spüren sie einen neuen Standort dafür auf und stellen eine Flasche oder andere zerbrechliche Glaswaren dahin, wo früher die Streichhölzer standen. Das tun sie, um uns zu veranlassen, das gläserne Ding, wenn wir im Finstern herumtappen, zu zerbrechen und uns Schaden zuzufügen.

Zimmer und ewig verrücken sie die Möbel. Kommt man abends spät nach Hause, so kann man seit darauf rechnen, den Schreibtisch dort zu finden, wo am Morgen der Kleiderkasten stand. Und wenn man das Morgens fortgeht und den Schuereimer bei der Türe und den Schaufelstiel am Fenster zurückläßt, so wird man fieberlich, wenn man um Mitternacht oder da herum zurückkehrt, über den Schaufelstiel stolpern und fallen, und, wenn man sich bis ans Fenster weitergetastet, sich in den Schuereimer setzen. Das ist einem unangenehm, ihnen gefallt es.

Gleichviel, wo man etwas hinschleift, es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, es stehen zu lassen. Bei der ersten besten Gelegenheit nehmen sie den Gegenstand weg und stellen ihn anderswo hin. Das liegt in ihrer Natur. Und zudem macht es ihnen Vergnügen, auf diese Weise niederrütig zu sein und einen zu ärgern. Sie würden lieber sterben, als ihre Schelmenstreiche unterlassen.

Zimmer heben sie alle alten Schmutz gedruckten Mehrheits auf, die man auf den Boden wirft, und schieben sie sorgfältig auf den Tisch auf, während sie mit unseren wertvollen Manuskripten Feuer ammanen. Ist da irgend ein besonderer alter Papierlappen, der einen mehr als alle anderen zwidert ist, und den man auf alle mögliche Weise loszuwerden sucht, so mag man sich jede erdenkliche Mühe in dieser Beziehung geben, es wird nichts nützen; denn sie werden den alten Papierlappen immer wieder ans Tageslicht bringen und regelmäßig wieder an dieselbe Stelle legen. Das tut ihnen wohl.

Und sie verbrauchen mehr Saarl, als sechs Männer. Beschuldigt man sie, es gemauzt zu haben, so lägen sie einem ins Gesicht. Was fragen sie nach einem Zeugniss? Absolut nichts.

Löst man der Bequemlichkeit halber den Schlüssel in der Türe stecken, so bringen sie ihn hinterher zum Oberkellner. Sie tun das unter dem nichtsnutzigen Vorwande, unser Eigentum vor Dieben schützen zu wollen; aber in Wahrheit tun sie es nur in der Absicht, daß man, wenn man müde nach Hause kommt, wieder die Treppe hinunter klettern und den Schlüssel holen soll, — oder damit man sich der Unannehmlichkeit unterziehe, sich ihn von einem Kellner holen zu lassen, der sodann natürlich ein Trinkgeld erwartet, in welchem Falle sich die verkommenen Geldgäbe vermutlich in die Deute teilen.

Unabhängig stellen sie den Verjuch an, das Bett zu machen, ehe man aufgestanden ist, auf welche Weise sie uns um den schönen Morgen schlummer bringen; nachdem man aber aufgestanden ist, lassen sie sich bis zum nächsten Tage gar nicht wieder heben.

Sie begehen überhaupt alle Gemeinheiten, die sie erkennen können, und sie begehen sie aus purer Bosheit und aus keinem anderen Grunde.

Zimmermädchen sind für jedes menschliche Gefühl abgestorben.

Wenn ich in den gesetzgebenden Körperschaften einen Antrag durchbringen kann, kraft dessen die Stubenmädchen abgeschafft werden, so gedenke ich es zu tun.

Gut beobachtet.

Ein kleines Mädchen aus sehr armen Verhältnissen wurde zum erstenmal zu einer Wohltätigkeitsjüngung bei einer reichen Dame eingeladen. Die aristokratische Birin war nicht schlecht erstaunt, als im Verlauf des Effens die kleine feierlich fragte: „Trinkt Ihr Gatte?“

„Nein, mein Kundi!“ erwiderte die Dame.

Das Kind schmeig einen Augenblick und fragte dann weiter: „Wieviele Kohlen brauchen Sie? Was verdient Ihr Mann? Arbeitet Ihr Sohn auch fleißig?“

Nun fragte man das kleine Mädchen, wie es zu diesen sonderbaren Erdkundungen käme. „Ja“, war die unschuldige Antwort, „Mutter hat mir doch gesagt, ich soll mich wie eine Dame benehmen, und wenn Damen zu meiner Mutter kommen, stellen sie immer diese Fragen.“

Schmuck der Gebildeten.

Gerichtsdienner Schmuck hat viel gesehen und bemerkt sich, seine Verjprüche bei jeder Gelegenheit anzubringen. Seine Spezialität sind Fremdwörter.

„So, auch dieser Fall wäre erledigt“, sagt Amtsrichter A. neulich, „nun kommt —“

„Nu“ kommt der Dativ, fällt Schmuck mit wichtiger Miene ein.

„Was kommt jetzt?“ fragt der Richter.

„Der Dativ, Herr Amtsrichter; den ersten und den zweiten Fall haben wir ja schon erledigt.“

Ahnungsvoll.

Ein stark angezehter Reisender hat sich beim Ueberstehen der Schwelle den Fuß verstaucht. Man muß zum Dorfbadern schiden. Als dieser kommt und Miene macht, den Stiefel von dem kranken Bein zu ziehen, schlägt der Verstauchte jedoch mit Hand und Fuß um sich. „Nanu“, schimpft der Birt, „was fällt denn dem verrückten Kerl ein, daß er sich nicht den Stiefel ausziehen lassen will!“

„Ach“, meint da mitleidig und verjchämt die Kellnerin, „er hat gewiß a Loch im Strumpf!“

Gefiesgegenwart.

Ja, liebe Schützenbrüder, mit ruhiger Ueberlegung, ungehindert und ungejört einen wohlgezielten Schuß nach einer Schelde abgeben zu können, ist sehr angenehm, aber vom Schützen verlange ich mehr Gefiesgegenwart, Scharfjinn, entschlossenes Sandeln; dazu ein Beispiel aus meinen Erfahrungen: Als ich mal auf der Jagd war, nahm mir der Sturm den Hut vom Kopfe. Da ich denselben voraussichtlich nie wiedergehen hätte, entschloß ich mich kurz, riß mein Gewehr an die Wacke, schob nach dem Hut und brachte ihn sofort zur Strecke!